

# Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Samstag erscheint eine Nummer.

Für Bestellen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stille in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.

Inserate jeder Art pro Doppelzeile 40 Bl.

## Inhalt:

Der Tod des Prinzen Louis Napoleon. Von \*\*\*. — Karl Giska. Von Jacob Herzog. (Schluß.) — Literatur und Kunst: „Nach Sonnenuntergang.“ Roman von Wilhelm Jensen. Besprochen von R. L. — „So ist der Held, der mir gefällt.“ Von A. E. Brück. — Nekrolog. Ein Kulturbild. Von Hieronymus Lorm. — Die Volksernährung und das Commisbrod. V. Hofmann. — Aus der Hauptstadt: Die Schlacht bei „Oranienburg“ und Tannenberg von J. Matejko. Besprochen von Th. L. — Notizen. — Inserate.

### Der Tod des Prinzen Louis Napoleon.

Früher hieß es, man solle von den Todten nur Gutes sagen. Das gilt heute bei Vielen, welche berufen sind oder sich anmaßen, der öffentlichen Meinung Ausdruck zu geben, für ein überwundener Standpunkt. Man hat neue Sprichwörter erfunden, die gerade ebenso richtig und tief wie die alten klingen; und mancher junge Publicist maßt sich das Recht an, seine Jugend und seine Ueberlegenheit über das Alter und die Alten dadurch zu bekunden, daß er das, was Anderen durch die Zeit geheiligt erscheint, als verjährt und aus der Mode gekommen, belächelt und bespottet. Die Unreifeiten leisten in dieser Beziehung wie gewöhnlich das Ueberraschendste; und Einige von diesen besprechen das Schicksal des jungen Prinzen, der am Cap ein so unerwartetes Ende gefunden hat, in einer Weise, die das Anstandsgefühl peinlich verletzt. Diese Bemerkung bezieht sich, in dem Augenblicke wo wir schreiben, hauptsächlich auf die nichtfranzösische Presse. Die Pariser Blätter, die bis jetzt hierher gelangt sind, bewahren in der That, mit nur wenigen Ausnahmen, bei der Besprechung des Todes des kaiserlichen Prinzen einen, der Tragik des Ereignisses angemessenen Ton. Die bonapartistischen Zeitungen geben ihrem Schmerze über den Verlust, den sie erlitten und der ihnen zunächst unersehtlich erscheint, in leidenschaftlichen Worten Ausdruck. Die Royalisten sprechen von dem Tode des Prinzen mit Achtung für den Gefallenen, und mit Sympathie für die ihrer letzten Stütze beraubten Mutter, der Kaiserin Eugénie. Aber auch die republikanische Presse, wenn schon sie mit großer Kühnheit speculirt, welche Vortheile ihrer Partei daraus erwachsen können und werden, daß der gefährlichste Thronprätendent Frankreichs nun aus dem Wege geräumt ist, läßt sich diesmal nicht zu dem schamlosen Jubel hinreißen, mit dem sie vor einigen Jahren den Tod des Kaisers Napoleon III. begrüßte, sondern widmet dem Erben seines Namens und seines Unglücks ernste Worte des Bedauerns über das furchtbare Schicksal, das ihn ereilt und ihn so frühzeitig von der Bühne dieses Lebens, auf der er unter allen Umständen eine hervorragende Rolle zu spielen berufen war, hinweggerissen hat.

Das Hauptorgan der jetzigen Regierung in Frankreich, die „République française“, die noch vor wenigen Tagen spöttisch bemerkte, Niemand brauche sich über das Schicksal des jungen Napoleon zu beunruhigen, denn es sei das Loos der Mitglieder seiner Familie, viele Leute in den Tod zu schicken, sich selbst aber glücklich vor Lebensgefahr zu bewahren

— auch dieses Blatt spricht nun von dem unglücklichen Prinzen in einer Weise, welche zwar von den Bonapartisten nicht gebilligt werden kann, aber, unter Berücksichtigung des Umstandes, daß diese Beurtheilung von dem ärgsten Feinde der Napoleons, von Gambetta inspirirt worden ist, als eine achtungsvolle und sympathische bezeichnet werden darf. Die „République française“ ist der Meinung, der kaiserliche Prinz habe die Last, die ihm seine Geburt auferlegte, zu schwer gefunden; er habe nicht die Kraft in sich gefühlt, die Sünden seiner Vorfahren wieder gut zu machen, und habe deshalb in dem Alles sühnenden Tode Erlösung von einer verhängnißvollen Aufgabe, der er sich nicht gewachsen fühlte, gesucht. — Es darf wohl kaum ein Zweifel darüber obwalten, daß diese Ansicht der republikanischen Zeitung eine irrige ist. Der kaiserliche Prinz bereitete sich im guten Glauben und mit jugendlichem Enthusiasmus darauf vor, die Erbschaft seines Vaters anzutreten. Seine Unterhaltungen mit den Leitern der bonapartistischen Partei, wie sie von Zeit zu Zeit in den Pariser Blättern veröffentlicht worden sind, machen es klar, daß er sich berufen glaubte, auf den Thron Frankreichs zu steigen, und daß er sich darauf vorbereitete, alle Hindernisse, die sich der Erfüllung seiner vermeintlichen Mission entgegenstellten, aus dem Wege zu räumen. Es fehlt an zuverlässigen französischen Berichten über den Charakter Dessen, der von seinen Anhängern „kaiserliche Hoheit“ und „Napoleon IV.“ genannt wurde, da alle Franzosen, die sich ihm nähern konnten, ihn mit ausgesprochener und leicht erklärlicher Parteilichkeit beurtheilten. Nach dem, was wir aus englischen Mittheilungen entnehmen können und was ganz glaubwürdig erscheint, war der kaiserliche Prinz ein gutgearteter, wohlzogener junger Mann, der es verstand, sich Gönner und Freunde zu erwerben, aber dem es trotz eifriger Bemühungen nicht gelingen wollte, seiner Umgebung das Vertrauen einzusüßen, als besäße er, neben der Waghalsigkeit ein verzweifeltes Unternehmen zu beginnen, auch die Fähigkeit und Kraft, ein solches zu Ende zu führen. Man glaubte ziemlich allgemein, der Prinz Louis Napoleon werde im Laufe des langen Lebens, das noch vor ihm lag, Mancherlei wagen, um die Dynastie der Napoleons von Neuem auf den Thron von Frankreich zu erheben; man hielt ihn, wie seinen Vater, für fähig, seine Freiheit und sein Leben auf das Spiel zu setzen, um das Ziel, das er sich vorgesteckt hatte, zu erreichen; man wußte, daß sich unter seinen Rathgebern und Vertrauten rücksichtslose Männer, Nachkommen der Morny, Mocquard und Saint-Arnaud befanden, welche seinen Eifer schürten, seinen Ehrgeiz stets von Neuem anstacheln, und in der Stunde der

Wonn' ist die Brust, leusch' seine Luft;  
 Schwarze Augen unter runden Wogen  
 Sind mit gartern Falten schön umzogen.  
 Wonn' ist die Brust, leusch' seine Luft;  
 Gleich beim Anblick du ihn lieben mußt.  
 Roth ist sein Mund, der mich verwundet,  
 Auf den Lippen träufeln Morgenlüfte,  
 Auf den Lippen säufeln kühle Lüfte.  
 Roth ist sein Mund, der mich verwundet;  
 Nur ein Blick von ihm macht mich gesund.  
 Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth;  
 Schuß und Stärke wohnt in weichen Armen,  
 Auf dem Antlitz edeles Erbarmen.  
 Treu ist sein Blut, stark ist sein Muth —  
 Selig, wer in seinen Armen ruht!

Hat Goethe je diesen Ton angeschlagen? Hat er nicht in Wahrheit dem Kanzler Müller (im Brief vom 22. Juni 1827) versichert: er finde seine Manier nicht wieder und deshalb das Gedicht letzter Hand mit vollem Recht gewissenhaft vorenthalten?

Goethes Gewissenhaftigkeit in diesem Falle ist um so bedeutungsvoller, als wir wissen, daß er, gleich Shakspeare, Molliere und andern großen Dichtern, kein Bedenken trug, Gedanken und Aussprüche Anderer, Volkslieder, wie Haiderödslein, andere Lieder, kaum geändert, z. B. Offne Tafel (von La Motte), Nachtgesang (aus dem Italienischen), die Suleikalieder von Mar. Willemer u. v. A. ohne die Quelle zu nennen in seinen Werken aufzunehmen. Schon Klopstock schrieb an Gleim: Herr Goethe ist stark im Aneignen. Ich fand einst, ich weiß nicht mehr, in welchem alten Italiener: Vesti una Colonna, E vi para una Donna, das Goethe'sche: „Reid' eine Säule, sie sieht wie eine Freule.“

Solche „Aneignungen“ wären zu vervielfachen, ohne sie im geringsten zu bemängeln. Im Gegentheil haben wir es Goethen dank zu wissen, daß er uns auf diese Weise manches Schöne, oft durch sein Gepräge erhöht, erhalten hat, was sonst verloren wäre. Goethe las außerordentlich viel und besonders in seiner Jugend war es Brauch, einander eigene und fremde Poesien mitzutheilen, wie denn Goethe selbst oft seinen Briefen dergleichen anlegte. So fandte er (1816) Gedichte an Feltzer, worunter sich auch das unsrige mit acht Strophen, bezeichnet: „Mädchen's Held“, befand. Wie das Haiderödschen componirte Feltzer auch dieses als ein Goethe'sches, sammt den beiden Schlusstrophen, die in der Ausgabe der Werke Goethes von 1833 von den Herausgebern mit richtigem Takt weggelassen sind. Es mußte sich ihnen aufdrängen, daß dieses Anhängsel jenen herzinnigen sechs Strophen ganz fremd sei. Man höre:

So ist der Held, der mir gefällt!  
 Soll mein deutsches Herz weich flößen, (?)  
 Majestät Blut in meinen Adern röthen.  
 So ist der Held, der mir gefällt!  
 Ich vertausch' ihn nicht um eine Welt.  
 Singt, Schäfer, singt, wie's euch gelingt!  
 Wieland soll nicht mehr mit Seinesgleichen  
 Edlen Muth' von eurer Brust verschrecken.  
 Singt, Schäfer, singt, wie's euch gelingt,  
 Bis ihr deutschen Glanz zu Grabe bringt.

Erst jetzt, in der Hempel'schen Ausgabe von Goethes Gedichten, erhalten wir durch die höchst dankbar anzuerkennenden Anmerkungen der Herren von Voepel und Strehlke (Zthl. 5, S. 249) die möglichste Aufklärung über unser Gedicht. Hiernach habe dasselbe in acht Strophen sich in dem Nachlaß von Sophie von La Roche, mit welcher der junge Goethe von 1772—1775 in regem Verkehr und Briefwechsel stand, gefunden und sie habe es als ein Goethe'sches aufbewahrt. Die genannten Herausgeber halten es gleichfalls als ein Goethe'sches, das um 1773—1774,

zur Zeit der jugendlichen Opposition Goethes gegen Wieland, entstanden sei, ehe beide Dichter sich (Dechr. 1774) in Weimar ansöhnten. Auch Dünker (Comm. II. 410) habe die Existenz der beiden Schlusstrophen gegen Wieland's schwächliche Schäferlieder aus inneren Gründen (?) vermutet.

Wir wissen, daß der junge Goethe im Anfang der siebziger Jahre die Familie La Roche besuchte. Die Dichterin, Frau Sophie La Roche, war eine Jugendliebe Wieland's gewesen. Ohne Zweifel war von diesem und seinen verwechlichenden Schäferliedern die Rede — von Seiten Goethes sicher höchst mißbilligend. Nach seiner Heimkehr legte Goethe einem Briefe an die La Roche, um ihr zu zeigen, welchen Ausdruck ein echt-deutsches Mädchen seiner Liebe gibt, unser Gedicht bei, das sich unter seinen Papieren fand, dem er die beiden letzten Strophen zufügte, die Endstrophe lediglich gegen Wieland.

Und hier wage ich, ein Laie gegen so bewährte Goethekenner, wie die drei genannten, den Lesern meine Conjectur zur Abstimmung vorzulegen:

Das ursprüngliche Gedicht — nur die ersten sechs Strophen — ist der originelle, spezifische Herzenston einer deutschen Jungfrau, vielleicht aus dem 17. Jahrhundert, ein Ton, welchen Goethe selbst als einen ihm fremden anerkannte. Auch die Versart findet sich nirgends bei Goethe. — Das Gedicht erinnerte mich an die herzinnige „Liebesverknötigung“ des alten Simon Dach mit seinem Kennen von Tharau (ursprünglich Plattdeutsch); doch habe ich es vergebens bei ihm und anderen poetischen Zeitgenossen gesucht. Vielleicht findet es sich noch. Die fünfte Zeile der dritten Strophe, welche sich noch im 3. Theil der Hempel'schen Ausgabe findet: Edler Deutschen Fische schreiten mit, ist durchaus unverständlich. Erst im 5. Theile, der „Nachlese“, die nachträglich jene antiwieland'schen zwei Schlusstrophen bringt, findet sich in einer höchst interessanten Note (S. 420) die Versart: edler Deutschen Fische gleiten nit. Durch diese Worte, die dem alterthümlichen Gedicht durchaus zusehen, ist sofort das Verständniß gegeben. Wie fremd dagegen klingen die beiden Schlusstrophen, womit Goethe zuerst der Frau von La Roche das Gedicht zusandte! Die siebente Strophe mit dem „stübenden Herzen“ ist nur ein schwacher Nachklang der sechsten des alten Gedichts, das mit dieser schloß — Mulier formosa superno . . . .

Daß Herr Dünker, wie es in der Note („Nachlese“ S. 249) heißt, die Existenz dieser beiden Schlusstrophen, welche in der Ausgabe von 1833 fehlen, bereits aus inneren Gründen vermutet habe, daß er schon bei den ersten liebevollenden sechs Strophen an Wieland gedacht habe, ist mir ganz räthselhaft. Sollte ihm vielleicht einst, ohne daß er sich dessen erinnerte, Feltzer's Composition von „Mädchen's Held“, welche sie enthält, zu Gesicht gekommen sein?

H. C. Brüd.

**Nestroy.**

Ein Culturbild.

Von

Hieronymus Korm.

Dresden war einst, als der Staat und besonders die Stadt selbst noch nicht so viele Steuern verlangten, ein beliebter und vielbesuchter Aufenthalt für Fremde. Wenn in jenen Tagen Schauspieler, die andertwärts Engagement suchten, zum letzten Male auftraten und ihnen das Publicum zurief: „Hierbleiben!“ — dann hieß es: das Theater muß wieder ganz und gar von Fremden gefüllt gewesen sein, die am nächsten Tage abzureisen gedachten; natürlich wünschten sie, daß solche Schauspieler lieber hierblieben, um ihnen nicht an anderen Orten wieder begegnen zu müssen.

Ich erwähne diesen Zug aus dem Leben, weil ich von einem soeben bei Kosner in Wien in zweiter Auflage erschienenen Büchlein „Aus Nestroy“ Veranlassung nehme, von diesem Manne zu

sprechen, von dem in Deutschland der Name allgemein, der wahre Geist seiner Poesie nur wenig, die wahre culturgeschichtliche Bedeutung seiner ganzen Erscheinung gar nicht bekannt ist. Dem Schauspieler und Theaterdichter Nestroy mußte man in Wien aus aufrichtigem Herzen zurufen: „Hierbleiben“, denn seine Spiel- und Schreibweise war in anderen Städten kaum denkbar und kaum genießbar. Verwesendes Fleisch leuchtet — Nestroy war das Phosphorglühen der Fäulnis, in welche die östreichischen Zustände unter Metternich geräthen waren.

Ich weiß nicht, wer das erwähnte Büchlein herausgegeben hat, eine kleine Zusammenstellung pikanter, witziger, glänzender, mitunter auch sader und abgeschmackter Dialogstellen aus Nestroys Poesie, deren er über 60 geschrieben hat und von denen nur etwa ein Duzend durch den Druck bekannt geworden ist. Der Gedanke ist so gut, daß man hätte erwarten dürfen, Form und Einleitung würden minder gedankenlos sein.

Der Gedanke ist gut, weil vom ganzen Nestroy der Nachwelt nichts übrig bleiben dürfte als diese kleine Urne mit der noch Funken bergenden Asche seines Geistes. Das Vollständige seines Wesens ist in der Feuerbestattung des Weltprocesses untergegangen. Es bliebe auch für immer und spurlos verschwunden, wenn nicht Einzelne sich bemühten, das Bild aus der Erinnerung wieder herzustellen und einem Geschlecht verständlich zu machen, welches glücklicher Weise nicht mehr unter Bedingungen lebt, unter welchen solche Erscheinungen sich von selbst erklären.

Der Herausgeber des Büchleins muß mit seiner Seele noch ganz und gar unter jenen Bedingungen leben, er muß ein naiver, harm- und gedankenloser Wiener der alten Zeit sein, daß er glaubt, auch heute noch erkläre sich Nestroy von selbst und der Anthropologie brauche nichts weiter beigegeben zu werden, als eine Reihe der trockenen biographischen Daten, verbrämt mit unverständlichen aber herkömmlichen Bezeichnungen: Nestroy als „Aristophanes“ und „parodistischer Philosoph“. Ja, einmal spricht der gute Mann sogar von einem „Nestroyismus“, was so komisch klingt, als ob den Ausdruck Nestroy selbst erfunden hätte.

Oestreich war schon lange bevor es durch den Prager Frieden politisch von Deutschland getrennt wurde, diesem eine unbekante Größe. Und Größe konnte man Manches in Oestreich nennen, z. B. die Natur seines deutschen Volksgesistes, ohne daß man in Deutschland Kenntniß und Verständniß davon und dafür gehabt hätte.

Meine Jugend fällt in die Zeit, da sich jener Volksg Geist noch durchaus naiv und liebenswürdig ausdrückte, und seine Aeußerungen mußten sich mir um so tiefer einprägen, als meine Jugend gerade mit jener Jugendlichkeit des Volkes zusammenstimmte, ich noch ebenso naiv, empfänglich und gedankenlos war. Manchmal aber erkennt man das historisch Bedeutsame, welches äußere Umstände einzelnen Phänomenen der Kunst und des Lebens beilegen, erst dann ganz klar, wenn man früher ihre Wirkung mit naiver Unbefangenheit aufgenommen hat, ohne noch etwas von ihrer historischen Bedeutsamkeit zu ahnen.

Wie hätte ich auch mit 16—20 Jahren vermuthen können, sozusagen Weltgeschichte zu lachen bei Nestroys Bühnengestalt und daß sich meine ganze jugendliche Fröhlichkeit an einem ernsthaften Studium entzündete, als der Schuster Knieriem den Beweis lieferte „klar wie Schuhwichs“, daß wenn die Kometen sich erlauben ohne den polizeilich vorgeschriebenen Paß am Firmament zu reisen, die Welt „auf loan Foll“ mehr lang stehen kann! Ein Vachen von unendlicher politischer Unschuld erscholl, wenn Nestroy einen jungen Maler mit „Serbus, Correggio!“ begrüßte und ihm später, nachdem er Ursache gefunden, ihn gram zu sein, bitterböse zuruft: „Na, warten's, Thna wir (werde) i wieder an Correggio haßen (heissen), Se, grüner Vogelhäusel-Anstreicher, Sel!“

Ja, es ist sogar als eine Merkwürdigkeit zu verzeichnen, daß dem später so scharfe Lauge ausgießenden und furchtbar zerstörend wirkenden Geiste Nestroys in seinen anfänglichen Stadien mehr Harmlosigkeit, mehr politische Unschuld innewohnte, als selbst seinem niemals als Autor aufgetretenen Kunstgenossen, dem in seiner Art unvergleichlichen und unvergeßlichen Wenzel Scholz.

Dieser vierschrötige, kurz und stämmig gebaute Scholz hatte eine lapidar-komil. Mit versteinerten Gesichtszügen sprach er einige Worte, aber erschütternd wie Quadersteine fielen sie auf das Zwerchfell. Er repräsentirte eine für jede Vorstellung unmögliche Urbummheit, die aber von ihrer Möglichkeit und sogar von ihrer Natürlichkeit sogleich überzeigte, wenn Scholz sie darstellte. Eine solche nur künstlich zu erzeugende Urbummheit democh unbefangen wie das Natürlichste zum Vorschein zu bringen, dazu gehörte eine Kunst, in der Scholz Meister war. Durch das Leben begleitet die Erinnerung an ihn denjenigen, der ihn hörte; wie er als Bedienter seine Geliebte, das Stubenmädchen Hannchen oder „Hannerl“ in Gesellschaft des Rutschers überausend, dem Nebenbuhler pathetisch zurief: „Weiche von hinten und von — Hannen“; oder wie er, nachdem ihm sein „junges Madl“ entführt worden, mitten in seinem Schmerz zu einer allgemeinen Reflexion sich sammelte: „Selbst die Adwin, wann man ihr a Junges raubt, wird — a Viech.“

Dieser harmlose Repräsentant des Urbummien nun hatte sich schon lange bevor Nestroys Kaufsit politisch und social wichtig wurde, von der Bühne herab durch Improvisationen kleine Redereien mit Wiener Zuständen erlaubt. So hatte z. B. die Wiener Polizei, was ihr auch später oft begegnet war, wieder einmal den Thäter eines schweren Verbrechens nicht entdeckt. Damals hatte sogar eine hochgestellte Person einen der Chefs des Polizeiwesens zu sich beschieden und im Wiener Dialekt den Vorwurf erhoben: „Wann mi Auer an Esel haßt, dann haßt's 'n gel!“ worauf der verlegene Beamte entschuldigend stotterte: „Damit haben wir aber auch alle Hände voll zu thun.“ Scholz aber sagte auf der Bühne: „A so ruhigs Leben wie in Wien gibts nitgens mehr. Mäuder und Mörder find' man gar nit.“

Er wurde dafür mit Arrest bestraft. Dennoch widerstand er nicht einer neuen Versuchung, zu improvisiren. Im „Dumppack-vagabundus“ theilt er als Schnebergeselle das Strohlager des Schusters und Tischlergesellen. Wohllich küßt er sich von einem braunschwarzen Gast molestirt und ihn mit geschicktem Schnebergesellen haschend, ruft er: „D du meil a Aiguorianer.“ Man muß wissen, wie tief verhaßt die Brüder dieses geistlichen Ordens, die in ihren braunschwarzen Kutten stets paarweise durch die Straßen Wiens schlichen, dem Volke waren, um den Jubel über dieses Gleichniß zu begreifen.

Natürlich küßte Scholz mit wochenlangem Arrest. Die Auführungen des Bugstücks wurden dadurch unterbrochen, ganz Wien aber drängte sich zu der ersten Reprise, um zu vernehmen, wie Scholz sich bei der bezüglichen Stelle verhalten werde. Wieder haßt er nach dem springenden Quäler und ruft unter der höchsten Spannung des Publicums, welcher nicht endemwollendes Gelächter folgt: „D du meil 's is no alleweil der nämliche!“

Nichts von solchen kleinen Redereien mit dem Bestehenden wäre von Nestroy zu erzählen. Er ist nicht in den Arrest gekommen, und dennoch hat gerade er, gewaltiger und dämonischer als es durch harmlose Scherze hätte gesehen können, die Herzen des Volkes im Tiefsten aufgeregt.

Das deutsche Volk in Oestreich war seiner eigenen Harmlosigkeit und gutmüthigen Naivetät müde geworden. Während in Deutschland nur die Studenten, die Schriftgelehrten, die Dichter den wachsenden Groll auszudrücken Mittel fanden, kein Talent aber sich zeigte, um durch die Volksvergünstigungen, das Volkstheater einen Hauch berechtigter Unzufriedenheit bringen zu lassen; — war im östreichischen Volksgemüth wenigstens so viel Freiheitsdurst erwacht, als zu einer malcontenten Stimmung nothwendig ist. Und dieser Stimmung kam das Talent Nestroys in merkwürdiger Manier entgegen.

Seine Art bestand nämlich darin, offen, vor den Augen der Polizei und Censur, ohne daß sie das Geringste dagegen einwenden konnten, das Bestehende zu demoliren. Die Stoffe seiner Theaterstücke waren so harmlos, der Dialog und die Couplets so entfernt von jeder politischen Bedeutsamkeit, daß die strengste Aufsichtbehörde sie passiren lassen mußte. Was wäre auch an Aeußerungen zu streichen gewesen, wie man sie in

dem erwähnten Büchlein zusammengestellt findet? Ich suche einige der hervorstechendsten Pointen heraus:

„In die Hand legt, dem man es von Rechtswegen in's Gesicht legen sollte.“  
 „Wenn man Ein'n hinauswirft, ist es genug; für was denn Grobheiten auch noch?“

„Es ist ein bitteres Gefühl, wenn man oft so hungrig ist, daß man vor Durst nicht weiß, wo man die Nacht schlafen soll.“

„Es gibt noch Viele, die den Selbstmord eine Feigheit nennen; sie sollens erst probir'n, nachher sollens reden.“  
 „Undefinirbare Momente aber hat Nestroy in sein Spiel, in den ganzen Geist der Darstellung, vornehmlich in die Charakterzeichnung gelegt; Momente, die sich weder im Sinn der Handlung noch in verständlicher Rede ausdrücken, deshalb aber nicht weniger das erwähnte Phosphoresciren der Fäulniß waren, vom Volk mit Jubel begrüßt, weil es sonst nirgends und nimmermehr das Zugeständniß für sein dunkles Gefühl erhielt, daß „etwas faul sei im Staate“.

Aber um welchen schauerhaften Preis nur konnte es gelingen, dieser heimlichen Erbitterung einer zur höchsten Opposition gereizten Volkstimmung ungestraft vor den Augen der Polizei Luft zu machen? Weil die bestehenden Zustände nicht im Entferntesten berührt werden durften, war der Verhöhnung das bestimmte Object entzogen, die Verhöhnung wurde an und für sich Zweck und konnte sich daher, auf keinen einzelnen Gegenstand beschränkt, ins Maßlose, Ungeheure, Ueberdämonische steigern. Sie traf Alles, wovon zufällig die Rede war, also auch alle idealen Momente des Daseins und fand Wollust daran, in der Form grotesker und scurriler Caricaturen und eines in Mienen und Gebärden mehr als in Worten sich ausdrückenden Scepticismus an allem Guten und Schönen auf Erden zu verzweifeln.

Namentlich aber waren es die sittliche Gewalt der Liebe und die Hoheit des Frauenwerthes, woran die negirende Verhöhnungswuth sich ausließ. Daraus entstand von selbst ein unerhörtes Cultiviren der Bote, worin Nestroy mehr auf der Bühne selbst als im Manuscript des Stückes ein leidenschaftlich und ausdauernd schaffender Meister war.

Und unter all dieser unerhörten Gemeinheit schlummerte ein ideales Moment: eben die Opposition gegen das Bestehende und bewirkte, daß selbst würdige Männer von Geist und Bildung dieser krankhaften Ausartungen eines grotesken Wüthes mehr Bestimmung als Etel entgegenbrachten. Sie fühlten dunkel oder sie wußten deutlich, daß im Augenblicke der gerechten Wuth der Verhöhnung kein anderer Ausweg blieb.

Wie viel von diesem Geiste sinnloser Verneinung, den Nestroy repräsentirte, auch nach veränderten Zuständen noch übrig geblieben, wie viel Schaden er noch heute in der Wiener Bevölkerung, selbst in ihren sogenannten gebildeten Kreisen anrichtet, wäre einer besondern Untersuchung werth.

Kann man auf Grund alles dessen Nestroy einen „Krisophanes“ nennen? Dieser Schöpfer der Volkskomödie hatte volles künstlerisches Bewußtsein, stand auf der obersten Bildungshöhe seiner Zeit und besaß den Ehrgeiz, ein Lehrer seines Volkes zu sein. Er legt seinem Menschlein die Worte in den Mund: „Der Dichter ist der Erzieher der Erwachsenen.“ Wie Nestroy aber von seinem eigenen Schaffen dachte, spricht er selbst aus:

„Bis zum Vorbeer versteig' ich mich nicht. G'fallen sollen meine Sachen, unterhalten, — lachen sollen die Leut', und mir soll die G'sicht a Geld tragen, daß ich auch lach', das ist der ganze Zweck. G'späßige Sachen schreiben und damit nach dem Vorbeer trachten wollen, daß ist grad so, als wenn einer Zwetschenkrampus macht und gibt sich für einen Rivalen von Canova aus.“

Zum Krisophanes fehlten Nestroy nur die Bildung und der politische Boden. Jene hätte er sich angeeignet, wenn er gewußt hätte, was er auf seinem Boden damit anfangen sollte.

Die Poesie will die Verklärung, die Philosophie die Erklärung der Welt sein. Dies sind Gegensätze, deren Ver-

einigungspunkt auf dem ganzen ästhetischen Gebiete nur die Komödie des Krisophanes wäre, wenn jede Zeit und jede Nation eine solche besäße. Wo ist die Komödie des Krisophanes für unsere Zeit und unsere Nation geblieben?

### Die Volksernährung und das Commisbrod.

Es ist eine durch statistische Erhebungen sichergestellte Thatsache, daß in Deutschland nicht so viel Nahrungsmittel producirt werden, als die Bevölkerung braucht, und daß unsere Landwirtschaft zur Zeit nicht vermag, genügende Mengen von Nahrung und Kleidung für die stetig wachsende, einheimische Bevölkerung zu beschaffen. Wird dadurch auf der einen Seite die Landwirtschaft veranlaßt, immer intensiver zu arbeiten und immer neue Mittel aufzusuchen, um die Bodenproduction dauernd zu steigern, und muß man auch zugeben, daß die Ertragsfähigkeit unserer Ländereien, unter besserer Benutzung der vorhandenen Hülfsmittel, noch bedeutend gesteigert werden kann, so tritt auf der anderen Seite auch an die Consumenten die Forderung heran, die dem Felde abgewonnenen Producte besser zu benutzen und sich behufs ihrer Ausnutzung von alt hergebrachten Vorurtheilen frei zu machen.

Eine Menge von genießbarem Fleisch geht alljährlich verloren, nur weil es immer so gewesen ist und wir uns gewöhnt haben, an den Genuß von Pferdefleisch oder an das von Hunden, Füchsen, Kaninchen, Ratten u. s. w. mit Abscheu zu denken, und durch die Benutzung von billigen Fetten, von Oelen, Talgarten u. dergl. könnte manche arme Familie, der die Butter zu theuer ist, ihr tägliche Mahl nahrhafter und verdaulicher machen.

In erhöhterem Grade und in ausgedehnterer Weise wird eine maßlose Verschwendung getrieben mit den unmittelbaren Producten der Felder, insbesondere mit den Getreide- und mit den Hülsenfrüchten. Mit den letzteren, indem sie schlecht zubereitet und mit den Hülsen in einer Form genossen werden, daß nur ein Bruchtheil davon zur Verbauung kommt und der Ernährung dienen kann, mit den ersteren, weil bei ihrer Verwandelung in Mehl gewöhnlich sehr viel Mülhe darauf verwandt wird, die Mahlproducte arm an Blut bildenden, ernährenden Bestandtheilen zu machen.

Es ist erwiesen, daß in den Roggen- und Weizenkörnern, bei den Getreidefrüchten, die am allgemeinsten als Brodfrüchte dienen, die zur Ernährung des Menschen nützlichsten Bestandtheile, die stickstoffhaltigen Substanzen und verschiedenen Salze mehr in den äußeren Schichten enthalten sind, als in dem Mehlekern. Bei der Gewinnung des Mehles ist es Hauptzweck, aus den Körnern die für die Erhaltung des Körpers nützlichsten Bestandtheile zu isoliren und sie von den schwer oder nicht verdaulichen und daher nutzlosen zu trennen; daneben soll aber ein möglichst weißes Mehl erhalten werden. Beide Zwecke sind aber gleichzeitig nicht zu erreichen oder doch wenigstens zur Zeit noch nicht. Unmittelbar unter den braunen Fruchtschichten, der sogenannten Holzhaut, die vorwiegend aus Zellstoff besteht und als Nahrungsmittel keinen Werth hat, liegt die ebenfalls gelb gefärbte Kleberschicht, die durch ihren Gehalt an eiweißartigen Körpern zu einem der besten Nahrungsmittel wird. Bei dem Bestreben, ein taubelllos weißes Mehl zu liefern, muß diese Schicht theilweise oder ganz entfernt werden, und die Erzeugung eines hochfeinen weißen Mehles und die Erhaltung der gesammten Nährkraft der Getreidefrüchte sind kaum mit einander zu vereinigen. Die verschiedenartigen Maschinen, die construirt worden sind, und die mannichfaltigen Vorschläge, welche immer aufs Neue auftauchen, haben noch nicht vermocht jene Aufgabe zu lösen, und es ist noch nicht gelungen, alle Nährsubstanzen der Getreidefrüchte in das Mehl überzuführen und diesem eine rein weiße Farbe zu ertheilen.

Das Mülhereigewerbe hat darin eine zu lösende Aufgabe